

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Flügelhaube, Bollenhut und Schäppel. Von Hermann Eris
Busse

[urn:nbn:de:bsz:31-339625](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339625)

Schwarzwälder Flügelhaube, Bollenhut und Schöppel

Von Hermann Eris Busse

Es ist eine schöne und merkwürdige Tatsache, dass im alemannischen Teil des badischen Landes der Bauer Brauchtum und Tracht noch hegt, im Rheintal naturgemäss weniger allgemein als im Schwarzwald und in seinen Tälern. Dennoch blieb im Hanauerland die schmutzige Männertracht mit der Pelzkappe und dem weissen Kittel am Leben. Sie wird sogar heute häufiger wieder von den schön gewachsenen Hanauer Burschen getragen, die früher so prachtvoll Reiter waren und so stolze Kavalleristen bei den Soldaten. Die Mädchen, hochwüchsig und kraftvoll wie die Burschen, schmückten sich mit



Mädchen aus dem Breisgau mit der grossen Bondhaube und dem seidenen Schultertuch

der grossen Bondhaube und dem seidenen Schultertuch.

Ihre für das Rheintal charakteristische Schleifenkappe wird mit Abwandlungen im Elsass getragen, im Markgräflerland, durch das die Wiese fliesst, um den Rhein bei Basel zu treffen, und im Kaiserstuhl,

dem vulkanischen Gebirgsstock dicht am Rheinstrom, über dem Breisachs Münster hoch aufragt, und schliesslich im ebenen Breisgau, wo der Wein wächst an den Hügeln vor dem Wald. Fast kann man sagen, dass überall, wo die Schlupfkappe den Scheitel der Mädchen und Frauen krönt, der Wein gedeiht, weil das Land zwischen dem ebenen Rand des Rheinbettes und dem Schwarzwaldwall in goldenen Hügelreihen Sonne und milde Regen auffängt. Meistens haben hier die Frauen ihr Kleid, unterm bunten seidenen oder unterm schwarzen Spitzentuch der Frau und dem schneeigen des Mädchens, der städtischen Mode angeglichen. Der seidene Strumpf und der schwarze Lackschuh steht zu dieser Tracht nicht gar so übel wie manche Trachtenfanatiker es wahr haben möchten. Stets hat die Landfrau ein offenes Auge für die kleinen Abwandlungen an ihrer Kleidung gehabt, die sie auch bei der Städterin schön fand, und hat mit sicherem Gefühl das für sich gewählt, was zu ihr passt. Warum soll der junge tanzende Fuss nicht in den festlichen Lackschuh passen, wenn er vernünftig geformt ist? Die Markgräflerinnen und die Breisgauerinnen, die so oft in die grossen Städte kommen auf den Markt oder eine Zeitlang in den Dienst, um Kochen zu lernen nehmen zu dem harmonischen Bild ihrer ererbten Tracht das dazu, was stets auch ihre Mutter und Grossmütter für gut befunden haben. Alles Eifern dagegen wäre falsch.

Die Tracht ist lebendig wie ihre Trägerin, sie ist ein Kleid, das Zeitgesicht hat, kein aus der Gegenwart geschwundenes Kostüm. Und man darf nie vergessen, dass das Ewigweibliche nicht nur die Stadtfrau bewegt, sondern auch das Mädchen auf dem Dorfe erfinderisch und putzfreudig macht. Während die Rheintalerinnen mit der grossen Schlupfkappe also das städtisch gemachte Kleid unterm Schultertuch und Fürtuch (Schürze) tragen, bleibt die Schwarzwälderin strenger beim altgewohnten Gewand mit der Teilung in Rock und Mieder und Hemd und Schaube, Jacke oder Peter.

Welch eine Vielfalt herrscht hier noch!

In jedem Tal, das zum Rhein, zur Kinzig, zur Dreisam seinen Zufluss schickt mit

starkem, höchst lebendigem Schwarzwaldwasser, formte sich eine andere Tracht. Im Elz- und Glottertal tragen sie das zierliche, fröhliche Schnapphütchen mit gutem breitem Samtband vornehm geziert und mit kleinen Blumensträusschen auf-

deln sie ab, die behenden, klugen und lebenslustigen Talerinnen an der hellen Glotter vorab, was ihnen vor allem für das Auge des Burschen wohlthuend erscheint. Wir wollen hier gar nicht scheu wie die Katze um den heißen Brei herumgehen.



(Aufnahme: Retzlaff.)

Im Elz- und Glottertal tragen die Mädchen das zierliche, fröhliche Schnapphütchen mit gutem, breitem Samtband.

gehellet, dazu das samtene Mieder, den farbigen Rock, die Zeugleschürze oder eine seidene, ein feines Spitzenkrägle um den Hals und an kühleren Sonntagen eine farbige, mit schwarzem Samtband besetzte lose Jacke, den »Peter«. Auch hier wan-

Wenn die Frau sich schmückt, geht's um die Liebe. Der Mann hat sich hierbei auf dem Lande seine »Chance« meist verschert. Er läuft wie jeder »Stadtfrack« herum und hat die schmucke Mannstracht fast überall zum Plunder geworfen. Wie



Die altererbte Mannstracht findet man fast nur noch bei den Musikkapellen

eigen und auch schön sahen sie aus in ihren rotgefütterten Röcken oder dem grüengefütterten und gepaspelten Has, das vorab den Lehengerichter Bauern so vornehm kleidete. Heute legen fast nur noch die Musikkapellen die altererbte Mannstracht an oder die alten Bauern, die im Leibding auf den Tod warten.

Manche Tracht ist weltbekannt geworden, so das Eigenkleid der Gutacherin. Ordentlich selbstbewusst geht sie dahin am hohen Festtag. Der weite schwarze Rock lässt den Knöchel frei, die weissen Strümpfe blitzen, der Spangenschuh sitzt gut geschafft fest überm Rist. Weit bauschen sich die Hemdärmel aus dem Samtmieder, wenn es warmes Wetter ist. Abends im kühlen Hauch, der aus den Wäldern atmet, schlüpfen sie in die Jacke aus glänzendem Tuch mit der roten Paspel besetzt. Alles an dieser Tracht ist anmutig, vorab die zarte Kappe mit dem Rand aus gesteiftem, gesticktem Tüll. Um diese Florhaube, die das Gesicht so reizvoll rahmt und mit feinem Schattenspiel zärtlich neckt, beneiden die städtischen Damen die Gutacherinnen und Mühlen-

bacherinnen, die dazu noch einen mit Goldfiligran gezierten Kappenboden hat. An hohen Festtagen hebt die Gutacherin über die zarte Haube den Hut aus gegipstem feinem Stroh mit den mächtigen Wollrosen, den Bollenhut. Das Mädchen hat leuchtend rote, die Frau schwarze Bollen auf dem Hut. Man sagt, je mehr solche dicken Wollpuffe die Jungfer auf dem Hut zeigt, um so reicher ist ihr Vater. Teuer ist die Tracht. Sie kostet weit mehr als ein Stadtgewand; denn es kann nur bestes Material verwendet werden. Der Bollenhut ist überaus empfindlich gegen Regen. Leider gibt es in Gutach nur noch eine Hutmacherin, die das Geheimnis der echten Bollenhüte kennt. Sie wurde alt und eigensinnig und will keine andere Hutmacherin anlernen, so sehr man ihr auch ins Gewissen redet.

Auf die Kopfbedeckung legt die Landfrau grossen Wert, und da sie ein Menschenleben meist überdauern soll, wird sie besonders liebevoll behandelt. Die Jungfer lässt in vielen Orten die Zöpfe hängen bis sie heiratet, dann kommt sie regelrecht »unter die Haube«, steckt das Haar auf und birgt es nicht selten beim Ausgang völlig in die Kappe. Daher ist die Frauenhaube auch meistens anders geformt. Wo die Witterung winters rauh ist, auf der Baar-Hochebene vorab, tragen sie die Backenhaube, die Kopf und Gesicht



Weltbekannt ist die Tracht der Gutacherinnen

förmlich einmummelt mit dem Glanz ihrer schwarzen gewässerten Seidenbänder.

Zwischen Jungfernhut und Frauenhaube wird die Brautkrone aufgesetzt, der Schäppel. Schon das Maidli, das eingesegnet wird, trägt das Bogenkränzle oder das Rollenkränzle oder das Schäppele, je nach Machart so benannt. Und solange es reine Jungfer bleibt, darf sie bei Hochzeiten und Taufen und Prozessionen unter Kranz oder Krönlein gehen, zum letztenmal an ihrem Hochzeitstag. Die zartesten Kronen tragen die Mädchen aus dem Elztal im Breisgau; über Haar und Stirne flattern lieblich viele bunte, kurze Seidenbänder. Die stattlichsten Kronen aber haben die Bräute und Brautjungfern des ehemaligen Klosteramtes St. Georgen in der Hochebene der Baar. In St. Georgen selbst, dem Uhrmacherstädtchen auf der Höhe, und in Langenschiltach, der nahe dabei liegenden, sich lang hinziehenden Hochtalgemeinde mit vielen Grossbauernhöfen, die weit zerstreut liegen, auf Zinken, an Halden, in Mulden, in Talkesseln, gehören diese Riesenschäppel, aus Schaumkugeln, Filigran und Spiegeln gemacht, zum Erbgut der Frauensippen. Eigentümlich muten diese prunkvollen Brauttrachten in einer so eintönig mit dunklem Forst und riesigen Weidflächen bedeckten Landschaft an.

Überall, wo in den Tälern und auf den Höhen, vor allem am Sonntag, sich die Wege mit den ländlichen Frauen und den meist schwarz gekleideten Männern beleben, spricht die Landschaft mit in einem wunderbaren Zusammenklang, so wie das alte Schwarzwaldhaus, aus Holz gefügt vom Boden bis zum Scheitel des mächtigen Daches, ein Teil der Landschaft wurde, obschon der Mensch es ersann und

baute, wie das Gelände, das Wetter, der Baustoff, der ihm aus dem Wald zuwuchs, es ihn lehrte.

Der naturverbundene Mensch weiss nicht, dass er sich selber mit Leib und Seele und Kleid und Haus in Einklang bringt mit Erde und Himmel seines Daseinsraumes; weil er gesund ist und weil er allein ist und trotzdem in Gemeinschaft des Tuns mit seinen Nachbarn verbunden, kennzeichnen die Bauern ihre Gemeinsamkeit des gleichen Arbeitsraumes — und der liegt zwischen Erde und Himmel



Die Tracht und das alte, aus Holz gefügte Schwarzwaldhaus wurden ein Teil der Landschaft

auf dem Ackerboden — und die Gemeinsamkeit des gleichen Schaffens, durch die gemeinsame Kleidung, ihre Heimatracht.

Freiburg im Breisgau, die Stadt mit dem grossen Münster, die Stadt mit den hohen Schulen, schönen Bauten, alter

Ueberlieferung, die Stadt, in der die Bürgerschaft sippenverwandt ist mit der Bauernschaft ringsum vom Feldberg bis zum Rhein, sie wäre nicht so volkslebendig, so bunt und strahlend und so eigen wie keine Stadt mehr im Reiche, wenn in ihren Strassen die Trachten fehlten. In der Altstadt wissen die Bäuerinnen ganz genau Bescheid, wo es den besten Sammet zum Mieder, Tuch zum Rock, Perlen und Filigrangarn zum Kollersticken gibt, Schürzenzeuge und Trachtenseide, Schultertücher und Kopftücher und Blumensträssle für den Hut. Dort hat die Mutter und die Grossmutter schon gekauft. Wer in der Tracht hier einen Laden be-



(Aufnahmen: (6): Karl Müller)

Die zartesten Kronen tragen die Mädchen aus dem Elztal, über Haar und Stirn flattern lieblich viele bunte, kurze Seidenbänder

tritt, der ist sicher, dass er gut bedient wird; denn der Freiburger weiss genau, in der Tracht steckt stets etwas Solides, eine ehrenwerte Käuferin. Und wenn sie dann, beladen mit nützlichen Sachen, mit kleinem süssen »Krom« für die Kinder heimfahren oder auch stundenweit laufen, das Höllental hinauf oder mit dem Höhenauto ins Wiesental nach Todtnau oder Schönau, oder ins Elztal, ins Simonswäldertal, oder hinüber an den Kaiserstuhl,

so kehrt in allen Gesprächen wider: z'Friburg, z'Friburg!

In dieser Stadt, die Strom und Wald, Rhein und Schwarzwald im mächtigen Siedlungswillen erfasst, sind alle wie daheim. Ihre hunderttausend Einwohner und der Fremdenstrom aus aller Herren Länder, der ihre Strassen und Gassen Sommers füllt, reissen sie nicht los vom Lande, von ihrer Landschaft; denn Wälder rauschen hoch hinein und die Münsterglocken rufen zu sich her in Freundschaft alle dörflichen Glocken des »preislichen« Gaues.

Es ist der Geist, der hier im Land am Oberrhein grosse Musik macht, die das Volk bewegt und die den fremden Gast mit Zauber und Wundern bannt.

Zweimal Hans Thoma

Unter den Malschülern Hans Thomas befand sich auch der Erbe eines grossen Vermögens. Der junge Mann malte zu seinem Vergnügen und zeigte dabei mehr Eifer als Talent. Nach vielen Jahren traf man sich wieder. Der Maler, der Junggeselle geblieben war, lud Thoma ein, ihn einmal zu besuchen, um die im Laufe der Jahre entstandenen und gesammelten Bilder zu besichtigen.

Thoma kam auch, besichtigte die umfangreiche Sammlung und fragte im Laufe des Gesprächs: »Und wieviel Bilder haben Sie schätzungsweise verkauft?«

Der Maler war etwas erstaunt: »Verkauft? Nicht ein einziges! Ich habe mich nie darum bemüht, denn ich habe es ja nicht nötig. Alle meine Bilder werde ich einmal einer wohltätigen Stiftung vermachen. Können Sie mir hierzu nicht einen Rat geben?«

Thomas mimte ein höfliches Lächeln: »Aber gern! Stiften Sie Ihre Bilder doch einer Blindenanstalt.«

*

Hans Thoma war von einem ehemaligen Schüler zum Atelierbesuch eingeladen worden. Der Maler enthüllte ein Bild und sagte zu Thoma: »Es ist nach meiner Meinung das mir bisher gelungenste Werk, nur schwanke ich noch, wie ich das Bild nennen soll.«

Thoma betrachtete das Bild von allen Seiten und meinte dann: »Ja, warum wollen Sie es denn nicht ‚Rätsel‘ nennen?«